



fen worden. Lediglich der Nacken ist frei von Schliff und besteht aus hochglänzenden kleinen Negativen.

Dechselklingen aus Feuersteingrundformen kennen wir erstmals seit dem Mesolithikum (9.–5. Jahrtausend v. Chr.), jedoch mit natürlich scharfen, nicht geschliffenen Schneiden. Im Alt- und Mittelneolithikum (ca. 5600–4400 v. Chr.) folgte die Klingengestaltung ausschließlich dem „Dechselprinzip“ und als Rohstoff tritt Felsgestein anstelle des Feuersteins, bevorzugt sog. Amphibolit. Vom Jung- bis zum Endneolithikum (ca. 4400–2200 v. Chr.) bildet diese Artefaktgruppe dann, gleichberechtigt mit Parallelbeilklingen, einen unverzichtbaren Bestandteil des Werkzeugspektrums der Holzhandwerker. Die Klingen waren an charakteristischen sog. Knieholmen aus Astgabeln ein- bzw. aufgebunden, wie vollständig erhaltene Dechsele dieser Zeit etwa aus Süddeutschland und der Schweiz lehren (Abb. 33).

Die Datierung des Artefakts aus Neu Lich-Steinstraß ist problemlos, liegt doch seine Fundstelle im

Weichbild einer großen Wall-Grabenanlage der jungneolithischen Michelsberger Kultur (ca. 4400–3500 v. Chr.). Dazu passt auch der Rohstoff Rijckholt-Flint, der in dieser Zeit bevorzugt verwendet worden ist. Nicht unerwartet bestehen gut 60 % der rheinischen Dechselklingen dieses Zeithorizonts aus dieser Flintart.

Eingebettet in die Dienstleistungsorganisation „Landschaftsverband Rheinland“ stehen die Fachleute des Rheinischen Amtes für Bodendenkmalpflege traditionell allen Sammlern rheinischer Archäologika als Ansprechpartner zur Verfügung. Die Meldung des Funds aus Neu Lich-Steinstraß vergrößert nicht nur das Wissen zu dieser Artefaktgruppe. Sie zeigt darüber hinaus beispielhaft den Erfolg und zugleich die Bedeutung der Zusammenarbeit zwischen archäologisch aufgeschlossenen Mitmenschen und dem Fachamt.

Mein herzlicher Dank gilt dem Finder, der das Artefakt zur Bearbeitung bereitwillig zur Verfügung stellte.

Literatur: M. BAALES/J. WEINER, Eine neolithische Dechselklinge aus Rijckholt-Feuerstein. Arch. Korbl. (in Vorb.). – J. WEINER, Neolithische Dechselklingen aus Feuersteingrundformen? Anmerkungen zu einem kaum beachteten, einzigartigen Gerätetyp. In: E. CZIESLA/TH. KERSTING/S. PRATSCH (Hrsg.), Den Bogen spannen ... [Festschr. B. Gramsch]. Beitr. Ur- u. Frühgesch. Mitteleuropa 20,2 (Weissbach 1999) 353–372. – DERS. Profane Geräte oder Prunkstücke? Überlegungen zur Zweckbestimmung übergrößer Dechselklingen. In: J. ECKERT/U. EISENHAUER/A. ZIMMERMANN (Hrsg.), Archäologische Perspektiven. Analysen und Interpretationen im Wandel [Festschr. J. Lüning]. Internat. Arch. – Studia honoraria 20 (Rahden/Westf. 2003) 423–440.

KERPEN, RHEIN-ERFT-KREIS

Eine Pfeilspitze ungewöhnlicher Form aus der Erftaue bei Sindorf

Ingrid Koch und
Jürgen Weiner

Im Herbst 2004 wurde in der Erftaue bei Kerpen-Sindorf eine Pfeilspitze von bisher im Rheinland unbekannter Form aufgelesen. Das Stück lag am östlichen Rand einer trockenen Erfrinne auf sandigkieshaltigem Lehmboden.

In der Umgebung des Fundorts zeichnet sich eine jung- bis spätneolithische Fundstreuung mit Beilabschlägen aus Rijckholt- und Lousberg-Flint, dem Bruchstück eines Klingenkratzers mit beidseitiger Kan tenretusche, zwei Spitzklingenresten aus Rijckholt-Flint

und einer schmalen Pfeilschneide aus Schotterflint ab. Eine ebenfalls dort aufgefondene kleine Keramikscherbe mit starker Quarzmagerung datiert in einen vom Spätneolithikum bis in die ältere Bronzezeit reichenden Zeitabschnitt.

Steinzeitliche Pfeilspitzen sind im Rheinland keine Seltenheit und ihre Formen und die zur Herstellung verwendeten Flintarten sind gut bekannt. Ganz anders verhält es sich mit dem vorliegenden Fund, denn unbeschadet des verwendeten Schotterflints weist er

eine derart ungewöhnliche Form auf, dass eine gesonderte Vorstellung gerechtfertigt erscheint (Abb. 34).

Das Stück besitzt eine Länge von 38 mm, eine Breite von 21 mm und eine Dicke von 4 mm bei einem Gewicht von 2 g. Der in Längsrichtung schwach gewölbte und überdies an der basalen, trapezförmigen Schaftzunge tordierte Körper weist auf Ober- und Unterseite (Dorsal-/Ventralfläche) jeweils den Rest eines großen unbearbeiteten Negativs auf. Beide Negative lassen übereinstimmend in Richtung der Basis verlaufende Schlagwellen erkennen. Dies bedeutet, dass die Ausgangsform ein Abschlag war, dessen Schlagflächenrest an der Spitze des Artefakts lag.

Beispiellos im bekannten Formenspektrum rheinischer Flintpfeilspitzen ist der Umriss. Ihn kennzeichnen zwei kleine, an der breitesten Stelle auf halber Höhe gegenständig angebrachte halbrunde Kerben. Offensichtlich begnügte sich der Hersteller aber nicht damit, einfache Ausschnitte unterhalb des ungeschäfteten Spitzenschnitts anzubringen. Denn aus den Längskanten beiderseits der Kerben wurden zusätzlich zwei hornartige Vorsprünge herausgearbeitet, von denen einer an der linken Seite vermutlich alt abgebrochen ist. Fraglos handelt es sich hier um Schäftungshilfen.

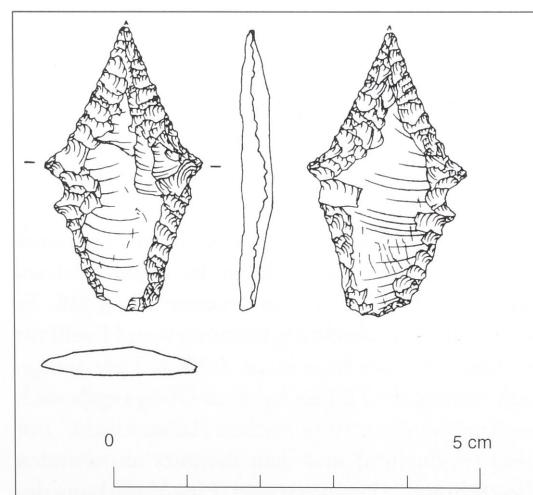
Schon wegen der delikaten Form des Ausgangsstücks bot sich die Anwendung der Drucktechnik zur Zurichtung an. Lediglich am Ende und auf der rechten Seite (Blick in Richtung Spitze) des retuschierten Spitzenschnitts auf der Ventralfläche sind zwei kleinere distale Negativreste erkennbar. Da beide spitzenzentral verlaufen, können sie nicht von der Druckretuschierung der Seitenkanten herrühren, sondern zeugen vom flüchtigen Einsatz der Schlagtechnik bei der Entfernung des Schlagflächenrests und Teilen des Bulbus. Die Druckretuschierung ist nur an der äußersten Spitzenspartie flächendeckend und bis zu den beiden oberen Vorsprüngen flächig gearbeitet. Von dort verläuft sie über die beiden unteren Vorsprünge und die Schaftzunge nur randlich. Bei genauerer Betrachtung fällt auf, dass die retuschierten Flächen unterschiedliche Breiten aufweisen. Zusätzlich verlaufen beide Längskanten am Schneidenabschnitt nicht geradlinig in der Horizontalebene, sondern gegeneinander versetzt geschwungen; mit Blick auf die Dorsalfläche wölbt sich die linke Spitzenkante stark nach ventral, die rechte dagegen minimal nach dorsal. Dies führt in Verbindung mit den unterschiedlich breiten Retuschierflächen zu unsymmetrisch rhombischen Querschnitten im Spitzens- und Basisabschnitt. Diese Beobachtungen deuten darauf hin, dass bei der Anfertigung der Spitze aus Sindorf die sog. wechselseitig-gleichgerichtete Retuschiermethode angewandt wurde.

Der gesamte Habitus des Stücks spricht für eine neolithische Datierung. Beim Versuch einer genaueren zeitlichen Zuweisung erweisen sich die Schäftungskerben als einzig sinnvolles Merkmal. So lässt sich eine alt- bis jungneolithische Datierung aus-

schließen, denn Pfeilspitzen dieser Stufen besitzen dieses Merkmal nicht. Erst im Spät- und Endneolithikum (ca. 3500–2200 v. Chr.) tritt diese Form der Schäftungshilfe auf und bildet an gestielt-geflügelten Pfeilspitzen ein unverzichtbares Konstruktionselement. Freilich führt ein Vergleich solcher Formen mit dem Sindorfer Exemplar nicht weiter. Denn die Kerben bei unserem Exemplar stehen gegenständig und rechtwinkelig zur Längsrichtung an den Längsseiten und nicht parallel in Längsrichtung an der Basis des Schäftungsendes, wie bei den gestielt-geflügelten Spitzen. Überdies besitzt der Sindorfer Fund keinen Stiel, sondern eine nur flüchtig zugerichtete Schaftzunge.

Die Kerben an unserem Fund müssen als exklusive Hilfe zur Aufnahme einer Wicklung, vermutlich aus Sehne, verstanden werden. Dagegen ist hinsichtlich der Kerbenpaare an gestielt-geflügelten Spitzen festzustellen, dass sie in erster Linie ein technologisch zwangsläufiges Ergebnis der Modellierung eines zentralen Schaftdornes sind! Pfeilspitzen mit ausschließlicher Wicklungsschäftung sind aus der europäischen Steinzeit und in großer Zahl aus der Völkerkunde bekannt und belegen die hohe Zuverlässigkeit dieser relativ einfachen Befestigungsart. Deshalb ist für den Sindorfer Fund auch nicht mit einer zusätzlichen Sicherung mittels Birkenpech zu rechnen. Zwingend erscheint jedoch eine ergänzende Sehnenwicklung um den Pfeilschaft an der Basis der Schäftungsöffnung, die das Aufspalten des Schafts im Treffmoment verhindert und überdies die Pfeilspitzenbasis fixiert (Abb. 35).

Sucht man nun nach Pfeilspitzen mit mittig-gegenständigen Randkerben, so findet man nur eine äußerst geringe Zahl an Vergleichsstücken, was zugleich die Seltenheit dieser Form bestätigt. Die beiden überzeugendsten Exemplare stammen aus einer Ausgrabung am Fundplatz Güntersberg in Hessen. Es handelt sich um ein flächendeckend retuschiertes und ein nur randlich zugerichtetes Exemplar, wobei ersteres – obgleich etwas kleiner – im Umriss frappierend



34 Kerpen-Sindorf.
Pfeilspitze der Wartberg-Kultur aus Feuerstein.



mit unserem Stück übereinstimmt! Die Spitzen datieren in die spätneolithische Wartbergkultur (3500–2800 v. Chr.) und stellen damit den Sindorfer Fund in diesen Horizont. Schon vor Jahren wurde das Spätneolithikum im Rheinland als „terra incognita“ be-

schrieben, dessen Hinterlassenschaften sich nach wie vor einer zufriedenstellenden Ansprache entziehen. Gerade aus diesem Grund besitzt die Pfeilspitze aus der Sindorfer Erftaue bei der Rekonstruktion des spätneolithischen „Mosaiks“ eine nicht zu unterschätzende Bedeutung.

Literatur: S. K. ARORA, Spätmittelneolithische Silexindustrie endlich definiert. Arch. Rheinland 2000 (Stuttgart 2001) 37–39. – J.-M. LEOTARD/I. LÓPEZ BAYON, Sur quelques réliquats mésolithiques se développent plusieurs occupations néolithiques ... (Étude des Industries lithiques et osseuses). In: J.-M. LÉOTARD/L. G. STRAUS/M. OTTE (Hrsg.) L'Abri du Pape. Études et Rech. Arch. Univ. Liège 88 (Liège 1999) 181–214. – D. RAETZEL-FABIAN, Die ersten Bauernkulturen. Jungsteinzeit in Nordhessen. Vor- u. Frühgesch. Hessisches Landesmuseum. Kassel 2 (Kassel 2000). – W. SCHELLNUS, Wartberg-Gruppe und hessische Megalithik. Mat. Vor- u. Frühgesch. Hessen (Wiesbaden 1979). – DERS. Archäologische Untersuchungen im Rheinischen Braunkohlengebiet 1977–1981. In: Archäologie in den Rheinischen Lößbördern. Beiträge zur Siedlungsgeschichte im Rheinland. Rhein. Ausgr. 24 (Köln 1983) 1–31. – J. WEINER, Der Lousberg in Aachen. Rheinische Kunstdenkmäler 436 (Köln 1998).

BRÜHL, RHEIN-ERFT-KREIS

Schnurkeramiker in Brühl

Gerd-Uwe Knackstedt

Bisher traten Brühl und die Ortsteile Pingsdorf und Badorf in der Hauptsache als Fundorte von Überresten mittelalterlicher Töpfereien und deren Produkten hervor. Ur- und frühgeschichtliche Funde von hier oder der näheren Umgebung sind dagegen kaum bekannt. Als daher der Verfasser im Oktober 2004 Kenntnis von einem „antiken“ Gefäß bekam, vermutete er zunächst, dass es sich dabei wohl um Badorfer Keramik des 8./9. Jahrhunderts handeln würde. Umso größer war sein Erstaunen, als er den Fund in Augenschein nehmen konnte und dabei ein wesentlich älteres Stück in den Händen hielt (Abb. 36). In Gesprächen mit dem heute 72-jährigen Finder und dessen Frau konnten auch noch einige Details über die damaligen Fundumstände in Erfahrung gebracht werden.

Im Februar/März 1961 stieß beim Bau eines Einfamilienhauses am Eichweg in Brühl, Ortsteil Badorf, der Bauherr auf ein „antikes“ Tongefäß. Es kam bei den Ausschachtungsarbeiten (von Hand!) für den Keller des Neubaus in ca. 1,80 m Tiefe zutage. Nach Aussage des Finders lag es im Übergangsbereich zwischen der ca. 1,50 m starken „Lehmschicht“ mit Kiesel (Kolluvium) und dem darunter anstehenden „Kies/Schotter“ (Hauptterrasse). Eine Verfärbung des

Bodens im Bereich der Fundstelle und weitere Funde, wie beispielsweise Steinwerkzeuge, wurden von dem Finder nicht beobachtet. Bei dem vorliegenden Einzelfund ist daher eine gesicherte Aussage, ob es sich ehemals um eine Grabbeigabe handelte, nicht möglich. Am ehesten denkbar ist eine natürliche Umlagerung des Fundstücks in Zusammenhang mit Bodenerosion. Das Gelände weist an dieser Stelle eine starke West-Ost ausgerichtete Hangneigung auf, ausgehend von der Höhe des Vorgebirges in Richtung Rheintal.

Das Gefäß wurde bei den Arbeiten zwar beschädigt, doch konnten alle Scherben aufgesammelt und vom Vater des Finders wieder zusammengeklebt werden. Mit einem Schmunzeln berichtete der Finder, dass er damals von seinem Vater wegen seiner Unaufmerksamkeit mit den Worten „Aber so was sieht man doch!“ sofort gerügt wurde. Der Becher ist bis auf zwei durch den Einsatz der Spitzhacke hervorgerufene Löcher und zwei kleine Beschädigungen am Rand noch vollständig erhalten. Er ist 11,6 cm hoch, sein Durchmesser misst am Rand 10,3 cm, am Hals 8,6 cm, am Bauch 10,4 cm und am Boden 6,3 cm. Es sollen sich im Gefäß auch noch einige „Getreidekörner“ befunden haben, die jedoch nicht mehr erhalten sind.